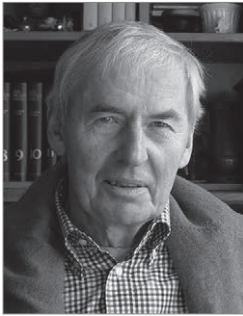


# Zurück zur Pastoral unbedingter Anerkennung

## Beherztes Wort eines Churer Professors zu Partnerschaft und Ehe

■ ALOIS ODERMATT



Alois Odermatt ist Historiker und katholischer Theologe in der Schweiz (Dr. phil., dipl. theol.). Er ist auch Mitglied der Gesellschaft für Glaubensreform.

Die kirchenamtliche Theologie für den Bereich partnerschaftlicher Liebe und familiärer Gestaltung widerspricht der Pastoral unbedingter Anerkennung, die im Neuen Testament in den überlieferten Taten und Worten des Jesus von Nazareth aufscheint. Eine solche Pastoral verleugnet zwar nicht die starken Visionen gelingender Liebe. Aber sie ist mit den Menschen auf dem Weg, auch auf ihren Um-, Ab- und Seitenwegen. Sie anerkennt ihr Bemühen und sieht ihre Qualitäten und Wachstumschancen. Eine solche Theologie liegt fachlich seit Jahrzehnten vor, ist aber kirchenamtlich noch nicht angekommen.

Diese These vertritt Hanspeter Schmitt OCarm., seit 2007 Ordentlicher Professor für Theologische Ethik an der Theologischen Hochschule in Chur. Im Blick auf das erste Vorbereitungspapier der römischen Bischofssynode 2015 über Fragen von Ehe und Familie hat er sie in einem Kommentar veranschaulicht, der in der Schweizerischen Kirchenzeitung vom 16. April 2015 erschienen ist. Darin plädiert er für eine Pastoral, die nicht von idealistischen Konzepten ehelich-familiärer Perfektion ausgeht, sondern mit den Menschen unterwegs ist. – Hier schäle ich einige Grundsätze dieses Kommentars heraus, die über den konkreten Anlass hinaus gelten. An solchen Grundsätzen können wir auch die Ergebnisse der Bischofssynode messen.

### Ausgangslage

Prof. Schmitt erinnert zuerst daran, dass nachkonziliare Lehrschreiben und kirchenamtliche Texte (wie das Apostolische Schreiben von Papst Johannes Paul II. *Familiaris consortio* über die Aufgaben der christlichen

Familie in der Welt von heute oder der *Katechismus der Katholischen Kirche*) zwar eine Pastoral barmherziger Zuwendung zu Menschen auch in «irregulären» Situationen vertreten. Der Maßstab ihrer moralischen Bewertung sei aber das für unabdingbar erklärte Ideal einer fortpflanzungsorientierten Sexualität. Danach müssten solche Situationen verändert oder sanktioniert werden. Es handle sich um eine kirchenamtliche *Pastoral vorbehaltlicher Anerkennung*.

Die große Mehrheit der getauften Christen, kirchlichen Amtsträger und theologischen Fachpersonen fälle aber ein anderes Urteil. Danach verkünde und vollziehe Jesus eine *Pastoral der unbedingten Anerkennung* des Menschen. Die entscheidenden Gesichtspunkte seien nicht äußere Lebensformen. Vielmehr gehe es um die Verwirklichung von Lauterkeit, Wahrheit, Vitalität und Solidarität.

Die im Wirken Jesu aufscheinende Pastoral gehe damit, so Schmitt, auf *die unterschiedlichen Geschichten, Schicksale und Lagen* ein. Sie sage den Betroffenen die unbedingte göttliche Güte und Anerkennung zu. Kraft dieser Anerkennung würden sie fähig, ihr Dasein aufrichtig und sozial zu gestalten und sich gemäß ihren Möglichkeiten zu entfalten.

Die kirchliche Lehre gehe hingegen immer noch von *idealistischen Konzepten* aus. Dies widerspreche aber den Situationen und Lebenslagen der meisten Menschen in und außerhalb der Kirche. Diese lebten in klarer Differenz zu den kirchenamtlich festgehaltenen Normen partnerschaftlichen Lebens, zumeist auf bewusste, verantwortlich getragene Weise. Die Lehre bewerte ihre Abweichung vom Ideal als Defizit.

## Geschichtliche Entwicklung der kirchenamtlichen Lehre

Um diese Unterschiede hervorzuheben, wirft Prof. Schmitt einen Blick auf die Geschichte der christlichen Ehe-theologie. Deren Leitbild fuße maßgeblich auf der Lehre des Kirchenvaters Augustinus (354–430). Dieser schätze zwar die Ehe, habe aber *zugleich eine negative Sicht sexueller Lust*. Aus seiner Sicht werde Sexualität nur dann sittlich gelebt, wenn sie der Zeugung von Nachkommen diene. Der einzig verantwortbare Rahmen sexueller Akte seien unverbrüchliche eheliche Treue und Ausschließlichkeit.

Dieses Konzept bleibe in den nachfolgenden Epochen theologisch bestimmend und werde ab dem 17. Jahrhundert immer strenger ausgelegt. Es schätze die sakramentale Ehe und die darin angesiedelten Sexualität, *soweit sie auf Fortpflanzung ausgerichtet sei*. Es verurteile andere Formen gelebter Sexualität auf akribische Weise und nehme deren Bedeutsamkeit überhaupt nicht wahr. Jenseits des vermeintlichen Ideals könne es nur schwere Sünden geben. Dies habe Eingang in eine beichtrechtliche Kasuistik aller nur denkbaren Fälle und Situationen sündiger Sexualität gefunden.

Die neuscholastische Theologie, so Schmitt, verstärke diese Sicht nochmals. Maßstab sei nun eine statisch gedachte, für unveränderlich gehaltene Ordnung von Sexualität. Danach sei Sexualität nur dann sittlich, *wenn sie in der Ehe stattfindet und wenn jede sexuelle Handlung von ihrer äußeren Gestalt her für die Zeugung von Nachkommen offen sei*. Das zentrale Kriterium für die Qualität bzw. Erlaubtheit des einzelnen sexuellen Aktes und aller damit verbundenen Lebensweisen bleibe die physische Offenheit für Fruchtbarkeit. Und diese Fruchtbarkeit werde rein biologisch gedacht.

Dieses Kriterium werde, so der Churer Professor weiter, zu einer vermeintlich naturgegebenen Meta-Norm erhoben. Es werde nicht beachtet, *welche personalen Qualitäten* in sexuellen Partnerschaften vor, jenseits und nach der klassisch geformten Ehe gelebt würden: *etwa Liebe, Treue,*

*Würde, Wahrheit, Fürsorge, Gewissen*. Diese Qualitäten würden marginalisiert und schlechtgeredet. Solche Partnerschaften seien in sich verkehrt. Sie gälten als Übel, weil natur- und sittenwidrig. Ihre human gelungenen, verantwortlich geformten Vollzüge würden in keiner Weise gewürdigt, genauso wenig wie ihre biografischen Lernwege und ihre Entfaltungsdynamik.

Schmitt bedauert, dass auch die Texte des Zweiten vatikanischen Konzils sowie spätere Lehrschreiben nichts an dieser kirchenamtlichen Lehre geändert haben. Sie stellten zwar einen entscheidenden Fortschritt dar, weil sie die personalen Kriterien gelungener Lebensgemeinschaften stärker sehen und gewichten. Aber auf der Ebene der Normen richteten sie sich eisern nach dem überlieferten Musterbild biologischer Fortpflanzung.

## Grundzüge einer neuen Sicht

Nach diesem Rückblick skizziert Prof. Schmitt die Grundzüge einer neuen Theologie für den Bereich partnerschaftlicher Liebe und familiärer Gestaltung: einer Theologie, die in der Lage sei, Menschen auf dem Weg in ein glaubwürdiges Gelingen von Partnerschaft, Liebe und Familie – einschließlich faktischer Um-, Ab- und Seitenwege – zu ermutigen, schrittweise zu begleiten, sie dabei anzuerkennen bzw. mit Respekt und kritischem Verständnis zu beraten.

Eine solche Theologie liege fachlich seit Jahrzehnten vor. Sie entspreche der *Pastoral unbedingter Anerkennung*, die Jesus gelebt und verkündet habe. Sie verleugne nicht die starken Visionen gelingender Liebe. Aber sie sei mit den Menschen unterwegs. Sie werte ihre Suchbewegungen, Lernschritte und Lebensumstände nicht pauschal ab. Sie anerkenne ihr Bemühen und sehe ihre humanen Qualitäten und Wachstumschancen.

Zum Abschluss betont Schmitt, dass in einem solchen Miteinander nicht nur kirchliche Dialogprozesse gelingen, sondern auch Unstimmigkeiten sachlicher Natur geklärt werden können, etwa *exegetisch* der

■ Die im Wirken Jesu aufscheinende Pastoral geht auf die unterschiedlichen Geschichten, Schicksale und Lagen ein. Sie sagt den Betroffenen die unbedingte göttliche Güte und Anerkennung zu.

■ Die kirchliche Lehre geht immer noch von idealistischen Konzepten aus. Dies widerspricht aber den Situationen und Lebenslagen der meisten Menschen in und außerhalb der Kirche.

Sinn des jesuanischen Ehescheidungswortes, *dogmatisch* das Verständnis bzw. die Entfaltung der sakramentalen Dimension der Ehe, *liturgie- und pastoraltheologisch* der Stellenwert kirchlicher Segnungen und ihre Symbolik, *moraltheologisch* die Reflexion bestehender Familien- und Partnerschaftsideale, ihr Verhältnis zu überzeugt gelebten Erfahrungen und bestimmten Handlungsnormen.

Diese Sicht bringe wieder ein Gespräch in Gang, das hermeneutische Tore öffne. Dabei gehe es nicht darum, dem als «Natur» beschriebenen Wesen des Menschseins pauschal den Boden zu entziehen. Es gehe vielmehr darum, *jene Aussagen, die als «Natur» oder «natürlich» und damit als Ideal humaner sexueller Gestaltung bezeichnet werden, einer kritischen Prüfung zuzuführen.* Auf diese Weise käme auch wieder die Unterscheidung zwischen Zielbegriffen, Realkategorien und Handlungsnormen in den Blick.

Zum einen würden *Zielbegriffe* formuliert, die nicht von vorn herein auf einzelne Handlungen und entsprechenden Normen ausgerichtet seien, sondern für die Entwicklung personaler und ethischer Grundqualitäten aller Beziehung- oder Lebensformen stehen. Solche Qualitäten seien etwa: ganzheitliche Anerkennung, praktizierte Würde, wahrhaftige Kommunikation,

engagierte Treue, geschenktes Vertrauen, prosoziale Hingabe, mündige Freiheit als Weg umsichtiger Verantwortung, Ächtung von Gewalt und Missbrauch.

Davon zu unterscheiden seien *Realkategorien*, die sich auf die vielfältige Erfahrungswelt gelebter Beziehungen beziehen: Begriffe, die sich förderlich auf den Entfaltungsweg solcher Lebensformen richten; Begriffe, die im Fall von Scheitern und Schuld, von Brüchen und Enttäuschungen aufbauend greifen; Begriffe, die die Anerkennung realen Lebens kommunizieren, das nie vollkommen sein kann, aber bestmöglich gewagt und verantwortet wird.

Schließlich würden auch *Handlungsnormen* formuliert. Sie seien vor dem Horizont der Zielbegriffe und Realkategorien kommunikativ zu entwickeln und zu verantworten. Ihre letzte Gültigkeit und Tauglichkeit erweise sich durch ihr human triftiges Verhältnis zu den jeweiligen Umständen, Möglichkeiten und Grenzen konkreter Lebenssituationen.

Diese Grundsätze hat der Churer Professor für Theologische Ethik ursprünglich im Blick auf das Dokument zur Vorbereitung der römischen Bischofssynode 2015 dargelegt. Sie gelten jedoch, wie eingangs betont, über diesen konkreten Anlass hinaus. Daran können wir nun auch die Ergebnisse der Bischofssynode messen. ■

Von der Bischofssynode erwarte ich mir, was das Wort „Synode“ verspricht: einen gemeinsamen Weg (der Kirche in die Zukunft). Also nicht den Weg einer Anhängerschaft des Papstes in Folgsamkeit, auch nicht den Weg der Anhängerschaft einzelner oder vieler Bischöfe – sondern einen Weg der Anhängerschaft Jesu (kirchensprachlich: Nachfolge Christi). Also einen gemeinsamen Weg für alle katholischen Christinnen und Christen. Dass in Rom wieder einmal nur Männer zusammenkommen – allesamt unverheiratet und höheren Alters und Ranges – macht das Unternehmen nicht leichter. Das Thema Ehe und Familie schiebt die Synode zudem noch in die Nähe des Skurrilen – als würde man Eskimos über zentralafrikanische Probleme verhandeln lassen. Soweit eine Zustandsbeschreibung.

Dazu meine persönliche Meinung: Ich setze meine Hoffnung auf Franziskus, der sich symbolstark als Bischof von Rom vorstellt, auf einsichtige Bischöfe, die sich von Betroffenen beraten ließen – und auf Jesus Christus, den eigentlichen Chef dieser weltweiten und kulturübergreifenden Gefolgschaft.

Peter Paul Kaspar

Hanspeter Schmitt:  
Pastorale Wende? Zu den  
Lineamenta der XIV.  
Bischofssynode 2015. In:  
Schweizerische Kirchenzeitung,  
Luzern, 183 (2015),  
206–210.  
Der vollständige Artikel  
von Prof. Schmitt ist im  
Internet nachzulesen unter  
[http://www.kath.ch/skz/  
index](http://www.kath.ch/skz/index).